

Voneinander Lernen - Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen in der Schule für Kinder und Jugendliche mit Behinderung

Ein Erfahrungsbericht und Gedanken zu strukturellen Ansätzen

Unterschiedliche Stationen in Stadt und Land

Exemplarisch, anhand verschiedener Stationen meiner Tätigkeit als Sonderpädagogin, möchte ich verdeutlichen, welche Hindernisse und unterstützenden Situationen im Rahmen der schulischen Mädchenarbeit für eine Lehrkraft möglich und nötig sind.

Seit fünfzehn Jahren arbeite ich in verschiedenen Schulen für Mädchen und Jungen mit Körperbehinderung. Als ich das erste Mal eine Mädchengruppe anbot war dies mit dem ganzen Schwung der Lehrerin in Ausbildung, also im Referendariat. Schnell wurde mir deutlich, dass so eine Gruppe nicht so einfach in den üblichen Schulbetrieb und die dort üblichen Angebote passte. Ich betrat zu einer Zeit, als Mädchenarbeit in der Kinder- und Jugendhilfe schon einen weiten Verbreitungsgrad hatte, Neuland in zweifacher Hinsicht: Mädchenarbeit an einer Schule als Lehrkraft und dann noch in einer Förderschule. Ich merkte schnell, dass ich Methoden der Kinder- und

Jugendhilfe mit schulischen verbinden musste und mich immer im "Dazwischen" beweg(t)e.

Damals arbeitete ich in München und es gab eine relativ gut ausgebaute Infrastruktur an Mädchenprojekten. Diese wollte ich den Mädchen in meiner Schule zugänglich machen. Wir fuhren also am Nachmittag mit einigen Mädchen in einen der größten Mädchentreffs der Stadt, der auch rollstuhlgerecht ausgebaut und relativ nah an der Schule war. Die Mädchen hatten sich schon Wochen lang vorher auf diesen Ausflug gefreut: Endlich raus aus dem normalen Schultrott - endlich was los. Wir organisierten mehrere solcher Ausflüge in den Mädchentreff und ein Ziel war es, dort mit den üblichen Besucherinnen, die meist ohne sichtbare Behinderung waren, in Kontakt zu kommen. Die Eltern einiger Mädchen hatten es schwer, diese, für eine Schule eher ungewöhnliche Aktion - den Besuch eines Mädchentreffs als völlig unbekanntes Terrain - nachzuvollziehen. Sie wollten die Einwilligung nicht geben. Erschwerend kam dazu, dass wir länger in dem Mädchentreff bleiben wollten, als die schulüblichen Abholzeiten der Fahrdienste und die Mädchen von den Eltern dort abgeholt werden sollten. Mit einigen Eltern gab es deshalb langwierige Debatten. Der eingespielte Rhythmus Elternhaus - Schule - Elternhaus und Fahrdienst wurde an einer Stelle durchbrochen und

löste Unverständnis aus, statt Freude darüber, dass die eigene Tochter etwas Neues erleben konnte. Letztendlich war es von Vorteil, dass wir einen schulisch definierten Ausflug machten und ich als Lehrkraft eine gewisse Autorität hatte. Der Widerspruch hielt sich dadurch in Grenzen. Erwähnt sei hier noch, dass es noch keine feste Gruppe gab und die Mädchen sich nur locker für diese Ausflüge trafen.

Trotzdem wurden einige Mädchen dann nicht durch den Fahrdienst oder die Eltern vom Mädchentreff abgeholt, sondern es oblag dem ehrenamtlichen Engagement der begleitenden Erzieherin, Praktikantin od. FSJ'lerin und mir, Wege zu finden, wie die Mädchen nach Hause kamen. Da manche Mädchen nicht in der Stadt wohnten, mussten zum Teil auch Fahrten im eigenen Auto unternommen und versicherungs-technische Gründe ignoriert werden.

An einem Termin hatten wir eine Verabredung mit Mädchen aus einer anderen Schule für Körperbehinderte. Wir waren zahlenmäßig in der Überzahl und dies hatte Auswirkungen auf die Stammbesucherinnen des Mädchentreffs. Nach kurzen Versuchen, mit uns in Kontakt zu kommen gingen sie weg und zogen sich in Räumlichkeiten zurück, die wir nicht erreichen konnten. Zu fremd waren wir ihnen und die üblichen Verständigungswege funktionierten nicht.

Die Pädagoginnen im Mädchentreff hatten zwar versucht, unseren Besuch vorzubereiten, doch fiel es ihnen auch schwer, uns als den "Normalfall" anzusehen. Wir waren jedenfalls plötzlich in der Überzahl und hatten den Treff für uns, da auch weitere Neuankömmlinge bei unserem Anblick schnell wieder gingen.

Diese Situation war für uns Pädagoginnen behinderter Mädchen überraschend. Der Treff war erst neu umgebaut worden, damit Begegnungen zwischen Mädchen mit und ohne Behinderung stattfinden können sollte. Doch in Folge lernten wir von den Mädchen mit Behinderung sehr viel Unerwartetes. Diese ließen sich von der neu entstandenen Situation nicht abschrecken, schließlich gab es sehr viele kennen zu lernen, da die Gruppen der beiden Schulen sich auch nicht kannten. "Ab ging die Luzie" und vor allem auch die Musik. Alle hatten großen Spaß und amüsierten sich prächtig. Adressen und Telefonnummern wurden ausgetauscht. Die „nicht - behinderten“ Mädchen vermisste niemand. Wir lernten, dass die so genannte Integration ihre Tücken und auch Grenzen hat. Es war Aufbruchstimmung: Uns gehörte der Nachmittag, der Abend, der Mädchentreff, die "ganze neue Welt".

Wir wiederholten diese Ausflüge, so oft unsere Zeit, die Schulleitungen, die Finanzen und die Eltern der Mädchen es zuließen.

Das Angebot war zwar schulisch, doch überwiegend durch Freiwilligkeit und Ehrenamtlichkeit der Begleitpersonen gekennzeichnet. Es gab eine Art "Duldung" der Leitung und der Eltern, so lange wir keine Forderungen stellten.

Manche Eltern waren verunsichert darüber dass die "Schule" sich so weit nach außen orientierte. Sie hatten Angst, dass ihrer Tochter, „etwas passieren könnte“. Die meisten Eltern mussten aber feststellen, dass ihre Tochter glücklich und zufrieden von den Ausflügen zurückkam.

Die Schulleitung damals war zum Glück aufgeschlossen für Neues. Sie gab mir und den Mädchen einen Vertrauensbonus und interessierte sich für das, was dort passierte. Wichtig war ihr, dass nichts "Verbotenes" stattfand und das Angebot transparent blieb.

Doch nicht nur die Eltern und die Schulleitung brauchten eine Eingewöhnungszeit für die Mädchengruppe, auch die anderen Lehrkräfte und das Erziehungspersonal betrachtete uns zwischen Begeisterung und (häufiger) Argwohn. Es gab Konkurrenz, "Getuschel hinter dem Rücken", die offenen und interessierten Nachfragen fehlten eher. Nicht nur die Eltern waren besorgt, auch die Kolleginnen aus dem Internat waren plötzlich besorgt, ob die Mädchen nicht durch die Aktivitäten überfordert würden. Dies wurde z.B. an der

Stelle deutlich, an der ein nicht- sprechendes Mädchen in die Gruppe wollte. Es war ähnlich wie bei den Eltern, auch die Pädagoginnen schwankten zwischen Sorge um das Wohlergehen des Mädchens, Misstrauen und Offenheit. Dies, obwohl schnell deutlich wurde, dass das Mädchen sichtlich begeistert teilnahm und keine Integrationsprobleme hatte.

Ein glücklicher Umstand war damals, dass der Mädchentreff weitgehend barrierefreie Bedingungen vorweisen konnte. Dies ist in vielen kleinen Einrichtungen nicht gegeben.

Nach meinem Referendariat wechselte ich in eine Schule in einer ländlichen Region. Hier musste ich erst einmal ankommen und der Idee der Mädchenarbeit einen Raum erkämpfen. Meine Anregungen wurden kaum aufgegriffen, zu fremd war das Thema Geschlechterdifferenzierung und außerdem waren dort, wie an den meisten Förderschulen, überwiegend Jungs.

Dann kam eine Ausschreibung vom Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte (BVKM) für einen bundesweiten Wettbewerb, in dem sich Mädchen mit Behinderung darstellen sollten. In diesem Rahmen stellte ich eine Gruppe von ca. 12 Mädchen zusammenstellen, um mit einem Projekt (Ich hatte mir eine Ton-Dia-Show überlegt) an dieser Ausschreibung teilzunehmen. Diese Gruppe bestand nach dem

Projekt als Arbeitsgemeinschaft in dem darauf folgenden Schuljahren weiter und nahm zwei Jahre an dem Modellprojekt des BVKM teil. Über dieses Modellprojekt wurden Sachmittel zur Verfügung gestellt. Diese finanziellen Mittel und die damit verbundene Öffentlichkeit überzeugten die Schulleitung dass schulische Mädchenarbeit sinnvoll und notwendig sein kann.

Durch die finanziellen Mittel konnten wir ein Filmprojekt umsetzen. In diesem Film setzten sich die Mädchen und jungen Frauen mit dem Thema Liebe auseinander und betitelten ihn mit „Fraun, die sich viel traun“. Der Film bekam auf einem Filmfestival der Kinder- und Jugendkulturarbeit eine Auszeichnung. So durchbrach dieses Projekt die gewohnten Sichtweisen in der Kinder- und Jugendarbeit und setzte neue Akzente.

Ziel des Modellprojektes des BVKM war es, verschiedene Ideen und Ansatzpunkte für Mädchenarbeit für Mädchen mit Behinderung aufzuzeigen und in die Öffentlichkeit zu bringen. Es waren bundesweit fünf schulische und fünf außerschulische Projekte beteiligt. Nach Beendigung des Modellprojektes konnte ich mit der Mädchenarbeit fortfahren. Durch die Erfolge, die wir auch in der öffentlichen Darstellung vorweisen konnten, wurde ich für zwei Unterrichtsstunden für die Gruppenarbeit frei gestellt. Das

verringerte den Zwang zum vollständigen ehrenamtlichen Engagement, denn auch die Erzieherinnen und andere Helferinnen durften in ihrer Arbeitszeit mitmachen.

Die Situation der Mädchengruppe war jedoch eine andere als die mit den Mädchen in der Stadt. Es gab keinen erreichbaren Mädchentreff und die Mobilität war durch die ländliche Struktur auf die nahe gelegene Eisdielen und den Supermarkt konzentriert. Fast alles was stattfand, wurde innerhalb der Schule durchgeführt. Da die Mädchen teilweise sehr weite Anfahrten hatten, waren Ausflüge über die Schulzeit hinaus kaum möglich, da sie auf den Fahrdienst angewiesen waren. Die Zeit und die Mittel hätten nicht ausgereicht.

Ich ging davon aus, dass es wichtig sei, den Mädchen Räume außerhalb der "Sonder-Schule" zu eröffnen und die Begegnung mit nicht - behinderten Mädchen sollte als "integratives" Element einbezogen werden.

Ich hatte abermals Gelegenheit von den Mädchen und jungen Frauen in der Gruppe zu lernen. Es wurde bald deutlich, dass den Mädchen ihr eigener (Schutz- und Frei-) Raum sehr gut gefiel. Sie waren stolz, sie traten immer selbstbewusster auf und entwickelten sehr viel Eigensinn - zum Bedauern auch einiger Erziehungspersonen wendeten sie diese Fähigkeiten mehr und mehr an. Sie genossen die Gruppe und

hatten neben den Prozessen der "Reibung" sehr viel Spaß.

Der Konflikt, dass ich als Lehrerin Autoritätsperson war und gleichzeitig Unterstützerin in psychosozialen Prozessen, wie sie in der Gruppe auftraten, wurde von mir so gelöst, dass ich nur Mädchen für die AG zuließ, die keinen Unterricht bei mir hatten.

Der „Ansturm“ der Mädchen war in den ersten zwei Jahren so groß, dass ich zwei Gruppen im vierzehntägigen Wechsel anbot für Ältere und Jüngere. Für kontinuierliches Arbeiten war dies jedoch keine gelungene Form.

Als ich die Schule verließ übernahm eine Kollegin die Gruppe. Ihr fiel es jedoch schwer die Ziele für sich und andere zu verdeutlichen und so wurde Mädchenarbeit nach und nach weniger und dann ganz eingestellt. - Daran zeigt sich, dass konzeptionelle Verankerung und ein damit verbundener Auftrag sowie entsprechende Qualifizierung notwendig sind, um Mädchenarbeit als festen Bestandteil schulischer Arbeit zu verankern.

Als ich abermals die Schule wechselte, führte ich gleich im Vorstellungsgespräch an, dass ich gerne mit der Mädchenarbeit weiter machen bzw. wieder aufbauen will. Ich war wieder in der Großstadt angekommen. Mir wurde gesagt, dass sowieso überwiegend Jungen an der Schule seien und zudem der Sozialarbeiter eine

Mädchengruppe anbietet. Letzteres stellte sich dann allerdings in der Realität als "Falschmeldung" heraus, da niemand etwas für die Mädchen gezielt anbot. Ich war letztendlich froh, dass es so war, da in meinem Selbstverständnis kein Mann eine Mädchengruppe anbieten, sondern sich lieber gezielt qualitativ um die Jungen kümmern sollte. Nach einiger Zeit erkämpfte ich mir die Möglichkeit, eine Mädchenarbeitsgemeinschaft anbieten zu können, die gleichrangig neben anderen Arbeitsgemeinschaften steht. Da es an der Schule inzwischen auch eine Schulstation mit Schulsozialarbeiterinnen gibt, haben sich zudem neue Kooperationsmöglichkeiten entwickelt, die aber noch nicht ausgeschöpft sind.

Voraussetzungen, Themen- und Arbeitsschwerpunkte

An erster Stelle sehe ich die Notwendigkeit, dass sich die Pädagogin, die mit den Mädchen und jungen Frauen arbeitet mit den Grundlagen feministisch - orientierter bzw. emanzipatorische Mädchenarbeit auseinandergesetzt haben sollte. Dazu gehört immer auch das Wissen um die gesellschaftlichen Strukturen, die das Leben von Mädchen und Frauen mit und ohne Behinderung beeinflussen.

Gleichrangig dazu folgt die Auseinandersetzung mit "Behinderung". Zu letzterem Punkt gehört Wissen über die unterschiedlichen Beeinträchtigungen auf der persönlichen Ebene der Mädchen/jungen Frauen ebenso wie das Wissen über die Geschichte der „Selbstbestimmt - Leben - Bewegung“, die die gesellschaftlichen Strukturen nachhaltig beeinflusst hat. Die Pädagogin sollte eine Haltung entwickeln zu Diskriminierungsstrukturen, denen Mädchen und junge Frauen generell in dieser Gesellschaft noch immer begegnen und denen Mädchen und junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen zusätzlich ausgesetzt sind. Beides ist kein abgeschlossener Prozess und er sollte möglichst in Kommunikation zwischen Frauen mit und ohne Behinderungen geführt werden. Dazu ist es notwendig, sich aktiv in Vernetzungsstrukturen einzubringen. Das wiederum ist insbesondere für mich als Lehrkraft eher ungewöhnlich, da Kooperation und Vernetzung so erst einmal im Schulbetrieb nicht im Hinblick auf dieses Thema vorgesehen sind und grundsätzlich eher die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement voraussetzt. Nachfolgend möchte ich exemplarisch einige der Themen und Arbeitsschwerpunkte aufzeigen:

Die Auseinandersetzung mit dem Mädchen bzw. Frau-Sein wird meistens durch mich als Pädagogin angeschoben. Die Zuschreibung der

Gesellschaft, dass Behinderung mit "Geschlechtslosigkeit" gleichzusetzen sei, beeinflusst das Selbstbild der Mädchen/jungen Frauen in vielfältigen und für sie selbst oft nicht sichtbaren Formen. Das Thema "Behinderung" wird ebenfalls von mir als Pädagogin in unterschiedlichen Weisen eingebracht. Viele Mädchen und junge Frauen definieren sich als "nicht-behindert". Sie greifen damit zum einen die Haltungen der Eltern auf, die sich oftmals nicht mit der Behinderung ihrer Tochter auseinander setzen wollen und ihr vermitteln, dass sich diese Zuschreibung "auswächst". Die Mädchen/jungen Frauen drücken mit ihrem Wunsch "nicht-behindert" zu sein, auch ihre Hilflosigkeit gegenüber den bestehenden Diskriminierungsstrukturen aus. Der Versuch sich selber scheinbar zu "normalisieren" scheint ein Ausweg zu sein. Sie schaffen aber in der Gruppe dadurch auch untereinander eine Hierarchisierung. Sie stufen sich gegenseitig nach "nicht" bzw. "nicht so sehr" oder "du bist behindert" ein und be- und verurteilen sich offen oder verdeckt gegenseitig. Darunter kann auch der Gruppenprozess leiden. Es geht nicht darum, Schuldzuschreibungen an die Mädchen/jungen Frauen zu machen, sondern ihnen Stück für Stück die Folgen ihres Handelns zu verdeutlichen und mögliche Alternativen zum Umgang mit gesellschaftlichen und gegenseitigen Diskriminierungsstrukturen zu

erreichen. Dazu gehört letztendlich auch, dass sie lernen, diskriminierendes Verhalten anderer zu benennen und sich dagegen zu wehren. Potential dazu ist in den Mädchen/jungen Frauen vielfältig vorhanden.

Das Interesse der Mädchen und jungen Frauen richtet sich - je nach Alter unterschiedlich - oft stark auf die Themen Körperlichkeit und Sexualität bzw. Beziehungen. Diese Themen selbstverständlich aufzugreifen und in ihrer Vielfalt zu behandeln, ermöglichen neue Sichtweisen auf den eigenen Körper, die eigenen Wünsche und das eigene Begehren. Wenn irgend möglich, hat es sich als sinnvoll erwiesen, an dieser Stelle eine Frau mit Behinderung einzubeziehen, da sie immer weitere Aspekte vermitteln kann. Doch war das bei mir nur in der Großstadt möglich. Weitere Themenbereiche, die sich in den verschiedenen Gruppen immer wieder ergaben/ergeben sind:

- Ideale und Wertvorstellungen
- Ängste und Wut
- Lebensplanung und Zukunftsvorstellungen
- Umgang mit den Eltern
- Konflikte in der Gruppe und Lösungsmöglichkeiten

Ein weiteres Thema ergibt sich meist in allen Gruppen von selber: das aufgreifen von Grenzverletzungen und/oder Gewalterfahrungen. Ich

arbeite auch immer wieder mit Elementen aus Selbstverteidigungskursen, um Grenzüberschreitungen bewusst zu machen und Strategien dagegen zu erlernen und zu üben. Die Mädchengruppe ist ein Ort des Vertrauens und betroffene Mädchen sprechen entsprechende Erfahrungen hier an. Darauf muss ich als Pädagogin vorbereitet sein. Hier ist meine eigene Auseinandersetzung mit dem Thema wichtig, mein Wissen um Ansprechpartnerinnen und Stellen, die Hilfe anbieten.

Meine Arbeit in der Schule besteht häufig aus Projekten und ist zudem von der Zeitbegrenzung bestimmt, die der schulische Rahmen mit sich bringt. Dies steht im Unterschied zur Arbeit mit den Mädchen in einem offenen Angebot außerhalb des unterrichtlichen Geschehens. In den Jahren meiner Tätigkeit entstanden während der schulischen Mädchenarbeit eine Ton-Dia-Show, ein Film, Fotoprojekte u.v.m. Themenbereiche griffen wir oft über einen längeren Zeitraum unter unterschiedlichen Aspekten auf. Im Gegensatz zur Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe gab es in den Schulen, in denen ich arbeitete, keinen Raum, der kontinuierlich genutzt werden konnte und in dem z.B. auch "Erinnerungen" an das letzte Mal noch sichtbar sein können. Mein jeweiliger Klassenraum wird als Gruppenraum genutzt dort sind die Werke der Mädchen sichtbar, jedoch auch für alle

ändern Kinder und Jugendlichen der Schule. Jede Gruppenstunde wird zum Unikat. Die Schule muss das Projekt akzeptieren und damit z.B. ermöglichen, dass Helfer/innen für Außenaktivitäten und Fahrten freigestellt werden. Vor allem sind finanzielle Mittel notwendig, die den Grundstock für die Arbeit liefern. Wenn diese ausbleiben, dann beschränkt sich die Arbeit mit den Mädchen/jungen Frauen weitgehend auf die Schule und den Nahraum derselbigen. Ganz wichtig, neben allen pädagogischen Ansätzen Themenbereichen, sind vor allem Spaß und Freude im Gruppengeschehen herzustellen.

In meiner Arbeit gab es immer wieder die Möglichkeit, mit den Gruppen an regionalen und vor allem bundesweiten Konferenzen für Mädchen und junge Frauen mit Behinderung teilzunehmen. Der Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte führt seit Jahren in regelmäßigen Abständen große Konferenzen für Mädchen und junge Frauen mit Behinderung durch. Dort kommen bundesweit über zweihundert Mädchen und junge Frauen mit Behinderung in Kontakt, genießen ein gemeinsames Wochenende und erleben sich mit ihren Fähigkeiten in einem Klima von hoher Akzeptanz, Vielfalt und Inspiration. Oftmals könnte der Satz "hättet ihr gedacht, dass wir so viele sind" dort exemplarisch stehen, denn viele Mädchen mit Behinderung erleben sich eher in einer isolierten Situation und gehen

- je nach Mobilitätsmöglichkeiten - davon aus, dass sie ALLEIN und nur so WENIGE Mädchen mit Behinderung wie an ihrer Schule sind.

Anregungen für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen im System Schule für Mädchen (und Jungen) mit Körperbehinderung

Der regelmäßige Kontakt zu Mädchenarbeiterinnen und der praxisnahe Austausch, waren für meine Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen sehr wichtig.

Auch in der in der Kinder- und Jugendhilfe ist Mädchenarbeit nur in einigen Bereichen strukturell verankert. Da sie in der Schule meistens ganz fehlt, ist eine strukturelle Verankerung unbedingt notwendig.

Die Schule und das damit verbundene Schulsystem sind in sich relativ geschlossen. Aus diesem Grund ist es besonders wichtig, Wege der Vernetzung zu den verschiedenen Projekten und Institutionen der Mädchenarbeit im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe zu finden. Hilfreich wäre es, wenn z.B. auch von den Schulen Strukturen unterstützt würden, die die Begegnungen mit Mädchen und Pädagoginnen aus der Schule und Projekten der Kinder- und Jugendhilfe ermöglichen.

Wichtig ist es, die vermeintlichen Hindernisse für einen Einbezug von Frauen mit Behinderung kritisch zu reflektieren und Formen der Kooperation und des Austausches zu finden.

An dem o.g. Filmprojekt, wofür ausreichend finanzielle Mittel zur Verfügung standen, wurde deutlich: Wenn die Ideen und Träume der Mädchen umgesetzt werden können, entstehen großartige Produkte. Deshalb muss auch bei der Verankerung von Mädchenarbeit an der Schule an die Finanzierung gedacht werden. Es müssen entsprechende Ressourcen zur Verfügung gestellt bzw. die vorhandenen auch dafür eingeplant werden. Mädchen sind mittlerweile an den meisten Förderschulen in der Minderzahl. Sie sind mit ihrem Geschlecht sehr selten im Blick der Pädagoginnen, es sei denn sie fallen durch sexualisiertes Verhalten auf. Für die Arbeit mit den Mädchen und jungen Frauen ist es auch an der Schule wichtig, Kontinuität der personellen Besetzung zu gewährleisten. Zudem stellt die Haltung der Leitung zur Geschlechterreflexion im Schulalltag einen wichtigen Bestandteil des Erfolges der Angebote dar. Da Geschlechterdifferenzierung an Förderschulen selten im konkreten Alltag umgesetzt wird, obwohl es in manchen Bundesländern Vorgaben dazu gibt, sollten Curricula und Schulkollegien das Thema endlich aufgreifen und strukturelle Veränderungen für Schülerinnen und

Schüler mit Behinderungen erwirken.

Zusammenfassend möchte ich für folgendes plädieren:

- Geschlechterdifferenzierung an Förderschulen endlich deutlicher zu verankern und entsprechende Konzepte dafür zu entwickeln.
- Die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen ebenso in das Spektrum der schulischen Angebote einzubeziehen, wie eine (noch zu konzipierende) bewusste Arbeit mit den Jungen.
- Die enge Kooperation zwischen Schule und Schulsozialarbeit für geschlechtsbezogene Angebote in der Schule und die Kooperation mit Einrichtungen außerhalb der Schule zu fördern.
- Mädchen und Jungen mit Behinderung müssen noch viel stärker unter einem bewussten „Gender - Blick“ Beachtung finden. Die in dieser Broschüre dargestellten Projekte und Einrichtungen zeigen auf, was möglich war und ist.

Franziska Swars (Sonderschullehrerin, Supervisorin, Wen-Do-Trainerin, Berlin)

in Zusammenarbeit mit

Tina Kuhne (Dipl. Soz. Pädagogin, KuKMA, Potsdam)